

Catherine
ALLIOTT

zu gut,
um wahr
zu sein



Weltbild

Evie Hamilton kann sich glücklich schätzen: Sie ist mit einem erfolgreichen Literaturdozenten und Schriftsteller verheiratet und hat eine bezaubernde Tochter. Doch ihr Bilderbuchleben gerät ins Wanken, als eines denkwürdigen Tages ein Brief in ihr Oxforder Häuschen flattert, der einen folgenschweren Fehltritt ihres Göttergatten offenbart. Plötzlich steht einfach alles infrage. Doch Evie ist eine Kämpferin, und was sie liebt und schätzt, das gibt sie nicht widerstandslos auf.

Catherine Alliott

Zu gut, um wahr zu sein

Roman

Aus dem Englischen von Katrin Stier

Weltbild

Catherine Alliott ist in Hertfordshire, England geboren und aufgewachsen. Nach ihrem Studium an der Warwick University ist sie nach London gezogen, dort arbeitete sie als Werbetexterin. Heute lebt sie mit Mann und ihren 3 Kindern wieder in Hertfordshire.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Secret Life of Evie Hamilton*.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Catherine Alliott

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by Blanvalet, in der Penguin Random
House Verlagsgruppe GmbH

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Katrin Stier liegen beim Blanvalet Verlag
München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Übersetzung: Katrin Stier

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-194-4

Es ist zwar kaum der Rede wert, außer vielleicht als Ermahnung an mich selbst, aber in der letzten Zeit muss ich feststellen, dass ich immer, wenn ich eine Kirche betrete, nicht nur ein schlechtes Gewissen bekomme, sondern auch unweigerlich zu spät komme. Auch heute war das keine Ausnahme. Während sich der sorgenvolle Duft von Bienenwachs, Stein und Kerzen vereinte, um meine Stimmung zu dämpfen, bestätigte sogleich die schrille Stimme der Pfarrerin, welche die Gemeinde begrüßte, meine schlechte Zeitplanung.

Ich schlich mich hinein, und in den hinteren Reihen drehten sich ein paar Köpfe mit einem mitfühlenden Lächeln zu mir um. Gerade wollte ich mich neben sie gleiten lassen und flüsterte entschuldigend:

»'tschuldigung, 'tschuldigung ...«, aber das wollte meine Schwägerin, die ganz vorne saß, nicht gelten lassen. Ihre spitzen Gesichtszüge, gerötet, verärgert und um hundertachtzig Grad gedreht, waren kaum zu übersehen.

»Hierher!«, bedeutete sie mir in stummer Theatralik und lotste mich nach vorne wie ein italienischer Verkehrspolizist. Selbst weiße Handschuhe hatte sie an. Weiße Handschuhe!

Pflichtschuldigt packte ich mein Gesangbuch samt Handtasche und eilte mit gesenktem Kopf das Kirchenschiff entlang. Als ich dabei unversehens aufblickte, bemerkte ich meinen Bruder in seinem etwas zu engen Hahnentritt-Anzug neben dem Altar in seiner gelegentlich ausgeübten Funktion als Kirchenvorsteher. Er verdrehte die Augen in scherzhaftem Entsetzen und zwinkerte mir kräftig zu.

»Wir haben uns schon Sorgen um dich gemacht«, zischte Caro, als ich mich neben sie quetschte. Alle in der Bank rutschten ein Stück auf.
»Du bist viel zu spät!«

»Tut mir leid«, murmelte ich. »Der Verkehr war furchtbar.«

»Am Sonntag?«

Ich zuckte hilflos die Schultern, als wollte ich damit sagen, dass man mich wohl kaum für die Unwägbarkeiten des Einbahnstraßensystems von Oxford verantwortlich machen konnte, und beugte den Kopf vor, um an ihr vorbei den Rest meiner Familie zu begrüßen, die hier

versammelt war. Außer Caro hatten sich sowohl meine Mutter als auch meine Stiefmutter vorgebeugt, um mir zuzulächeln: Felicity, meine Stiefmutter, elegant in einer mattbraunen Chenillejacke und einem vanillefarbenen Rock, und meine Mutter in verblüffenden Leggings mit Leopardmuster, orangefarbenen Sportschuhen und passendem Haarband. Sie warf mir eine Kusshand zu.

»Als was hat sie sich denn heute verkleidet«, murmelte ich Caro zu, während ich mich zurücklehnte.

»Frag lieber nicht«, stöhnte sie und schloss die Augen. »Ich könnte schwören, dass sie es mit Absicht tut. Ich habe ihr gesagt, dass die Kleiderordnung lässig-elegant wäre, also ›keine Hüte‹, aber sie sieht aus, als hätte man ihr für den Tag Ausgang gegeben. Als hätte der Anstaltsbus sie gerade erst abgesetzt.«

Ich unterdrückte ein Lächeln und wandte meine Aufmerksamkeit der Pfarrerin zu, die eigens für diesen Anlass gekommen war. Sie gehörte sonst nicht zu dieser Gemeinde, aber sie war sehr mitreißend und kam trotz der verräterischen roten Flecken an ihrem Halsansatz immer mehr in Schwung, indem sie uns in tragendem Ton ermutigte, den jungen Menschen, die hier und heute vor uns standen, beizustehen und sie in dieser momentanen Entscheidung zu bekräftigen, ihren Glauben zu stärken.

Ich lächelte. Jack, mein Neffe, einer von sechs oder sieben Teenagern in der ersten Reihe, dem die Sonne direkt durch eines der bunten Kirchenfenster auf die Ohren schien, sodass diese rosa leuchteten, während ihm seine roten Haare zottelig über den Kragen seines Tweedjacketts hingen, war so aufmerksam, sich zu mir umzudrehen und mich kurz anzugrinsen. Als er vor einiger Zeit zum College geradelt war, um uns zu besuchen, hatte ich ihn ganz beiläufig nach seinen Motiven gefragt, und er hatte überrascht geantwortet. »Na ja, man kriegt tolle Geschenke. Hugo Palmerson hat eine Taucheruhr bekommen, und sein Patenonkel hat ihm eine Digitalkamera geschenkt.« Angesichts meiner leicht hochgezogenen Augenbrauen hatte er dann noch rasch hinzugefügt: »Und natürlich glaube ich auch und so. Und es ist gut, wenn man später mal heiraten will.« Er nickte weise. »Da spart man sich dann viel Mühe.«

Zwar kam es mir so vor, als verwechselte er die Konfirmation mit der Taufe, doch der allgemeine Gedanke wurde klar. Er hakte einen weiteren Punkt auf seiner jugendlichen To-do-Liste ab: Schulabschluss, in der Cricketmannschaft spielen, mit einem Mädchen auf einer Party rumknutschen. Und auf dieser Liste lag die Konfirmation zwar nicht so weit vorne wie das Knutschen, aber es war doch ein weiterer Schritt auf dem Weg zum Erwachsenwerden, der bewältigt sein wollte. Er war eben an einem bestimmten Punkt seines Lebensweges angelangt, genau wie ich auch. Ich sah mich um. Es hatte eine Zeit gegeben, wo ich Samstag für Samstag zu einer Hochzeit in die Kirche ging, dann kamen die Taufen, Sonntag auf Sonntag. Jetzt schienen folgerichtig die Erstkommunionen und Konfirmationen an der Reihe zu sein. Und als Nächstes kamen dann, wie ich mit einem gewissen Schrecken feststellte, nun ja, es kamen die ... Ja. Genau. Schließlich hatte es sogar schon eine gegeben. Die von Dad. Wieder ein Haken auf der Liste. Abgehakt und in einer Kiste durchs Kirchenschiff getragen. Darin lag ein Mann, den wir alle für kerngesund gehalten hatten mit seiner rotgesichtigen, beeindruckenden Statur. Hier in unserer Dorfkirche, während wir alle in der Familienbank saßen, uns Taschentücher vor den Mund pressten, schockiert und schweigend: das, was von der Familie Michigan übrig war.

Unsere Familienbank. Das war natürlich ein Anachronismus, aber einer, den Caro mit Inbrunst pflegte und lautstark erwähnte, was weder meine Mutter noch meine Großmutter je getan hatten, als wären wir die ehrwürdigen Abkömmlinge eines Adelsgeschlechts anstelle von verarmten Landwirten, denen es mit Mühe und Not gelungen war, sich einen gewissen Teil ihres mäßig fruchtbaren Ackerlandes und ein bröckelndes Farmhaus zu erhalten.

Nun beugte Caro sich zu mir. »Ist Ant gar nicht da?« Dabei sah sie sich um, als erwarte sie, er könnte ebenfalls jeden Augenblick hereingeschlichen kommen, nachdem er vielleicht noch das Auto geparkt hatte. Ich schluckte meine Verärgerung hinunter.

»Nein, ich habe dir doch schon gesagt, dass er Anna zu ihrer Klarinettenprüfung begleiten muss.«

»Ach so, ja«, sagte sie vage. Sie hatte einen abwesenden

Gesichtsausdruck, als erinnere sie sich entfernt, dass ich es tatsächlich beiläufig erwähnt hätte, während ich sie in Wahrheit extra deswegen angerufen und mich ausgiebig dafür entschuldigt hatte, weil ich ja wusste, wie viel Wert Caro auf diese Familienfeste legte.

»Macht es ihr noch immer Spaß?«, flüsterte sie ungläubig.

»Sehr sogar«, zischte ich zurück, bevor wir gemeinsam aufgefordert wurden, uns zu erheben und das Lied Nummer 108 anzustimmen.

Ja, das war der Unterton, der immer mitschwang, dachte ich, während ich mit meiner tiefen Altstimme in Caros scharfen Sopran einstimmte und wir gemeinsam die heilige Bestimmung der grünen Hügel unserer englischen Heimat besangen, dass mein überreiztes Treibhauspflänzchen unter dem Druck von Schule und Musikprüfungen und ehrgeizigen Eltern dahinwelkte, während ihre »Brut«, wie sie sie immer zu nennen pflegte – als wären es verdammt noch mal nicht drei, sondern tausend – nach draußen an die frische Luft kam und eine anständige Kindheit hatte; als ob die von Anna in irgendeiner Weise unanständig gewesen wäre. Es brodelte noch ein wenig in mir weiter, aber bis das Kirchenlied mit »England's green and pleasant land« zur Ruhe kam und wir aufgefordert wurden, nun zu beten, versuchte ich keine bösen Gedanken mehr zu hegen, sondern nur noch freundliche.

Schließlich war sie ja nicht nur meine Schwägerin, sondern auch meine älteste Freundin. Mit schlechtem Gewissen bemerkte ich, dass ich sie früher wohl eher als meine »beste Freundin« anstelle von »älteste« bezeichnet hätte. Ganz sicher noch vor vielen Jahren in der Schule, als wir beide unzertrennlich und bei der einen wie der anderen gleichermaßen zu Hause waren. Womit dann letztlich die ganze Geschichte begonnen hatte. Ein Blick auf unser weitläufiges altes Farmhaus in seiner idyllischen Lage am Fluss, der sich am unteren Ende der Wiese durch die Weiden schlängelte, die Mahlzeiten am großen Familientisch in der Küche, das Lachen, der Lärm, das Gefühl von Tradition und Geschichte, all das hatte genügt, um in ihr den Wunsch zu wecken: Das will ich auch. Ich kann mich fast noch an den Ausdruck ihrer Augen erinnern, als sie eines Tages nach dem Essen am Küchenfenster stand und Tim beobachtete, der, groß gewachsen,

kräftig und freundlich, mit dem roten Haarschopf seines Vaters, draußen an einem Baumstumpf Cricket trainierte. Ihn wollte sie auch, und sie hatte ihn bekommen. Und wenn ich ehrlich war, dachte ich, während ich auf das bestickte Kissen unter meinen Knien hinabsah, hatte ich ihre geordneten Familienverhältnisse ebenso betrachtet, die pünktlichen Mahlzeiten in dem aufgeräumten Stadthaus mit seiner modernen Einrichtung, dem Farbfernseher und der Mikrowelle, ihren ruhigen, professionellen Lehrer-Eltern, und ich hatte gedacht: Und ich will das hier haben. Natürlich habe ich nicht ihren Bruder geheiratet – das wäre auch zu einfach gewesen, ganz abgesehen davon, dass sie gar keinen hatte –, aber es hatte mir sozusagen die Augen geöffnet für einen weltläufigen, zivilisierten Lebensstil. Einen, der sich um Restaurants und Konzerte und politische Debatten drehte und nicht um Weizenerträge und Stilllegung und Fruchtfolge. Ich war von der Vorstellung geradezu besessen.

Als ich einige Jahre später Ant kennenlernte, groß, mit wirrem Haar, leicht kurzsichtig mit einer John-Lennon-Brille, einen Akademiker, den ich in der Buchhandlung gefunden hatte, in der ich damals arbeitete, da wusste ich gleich, dass er genau in das Muster passte, auf das ich hingearbeitet hatte. Und so nahm alles seinen Lauf. Caros Herzenswunsch erfüllte sich und meiner auch. Ihrer sogar noch mehr, denn nachdem mein Dad gestorben war, plötzlich und unerwartet, nicht über dem Steuer seines Mähdreschers zusammengebrochen wie einige Bauern, sondern ganz ruhig im Schlaf und – wie sich herausstellte – ohne Testament, bekam Caro auch noch die Farm. Fast wäre daraus allerdings nichts geworden, denn natürlich ging alles erst einmal an Felicity, die aber davon nichts wissen wollte. Nein, nein, das Haus und das Land sollten an Tim gehen. Das war es, was Dad immer gewollt hatte, betonte sie, was er gesagt hatte, dass er es wollte, und was auch geschehen wäre, wenn er es verdammt noch mal aufgeschrieben hätte. Felicity nahm sich genügend aus dem Vermögen, um sich ein kleines Haus in der Stadt kaufen zu können, und übergab dann den ganzen Rest, das Haus und alles drum herum und natürlich das Ackerland an Tim und Caro.

Ich würde nicht behaupten, dass Caro mit unangemessener Eile dort

einzog, aber es muss doch eine Erleichterung gewesen sein, den schäbigen weißen Bungalow im Dorf zurückzulassen und ihre Kinder in den Kinderzimmern unter dem Dach einzuquartieren, mit dem Spielzimmer unten, der großen Wohnküche und dem weitläufigen Garten. Die Tatsache, dass das Dach undicht war wie ein Sieb und man in den Wintermonaten mit Eimern von Raum zu Raum laufen musste, während die Feuchtigkeit fröhlich die Wände emporkroch, spielte da gar keine Rolle. Sie hatte ihre Farm, ihr Land mitsamt dem Landleben, was nun mal dazugehörte.

So wie ich meinen Teil bekommen hatte, dachte ich, während ich zusah, wie Jack vom Altar zurückkam, frisch von seiner ersten Teilnahme am Abendmahl, mit geröteten Wangen, gesenktem Blick, zu engem Kragen, und dabei Tim in diesem Alter so unglaublich ähnlich war. Ich hatte meinen Akademiker bekommen: meinen empfindsamen, klugen Ant, der pflichtschuldigst ein Dozent in Oxford geworden war und mich so, mit geschwellter Brust, im zarten Alter von 29 zur Akademikergattin gemacht hatte. Ant war 29, nicht ich. Wir hatten ein Haus beim Balliol-College, eines von diesen hübschen kleinen Reihenhäuschen aus gelbem Sandstein, das auf den Rasen des quadratischen Innenhofes hinausging, samt College-Pforte und Pfortner. Wir hatten gleichgesinnte Freunde in nächster Nähe – Akademikergattinnen mit Babys, mit denen ich den Kinderwagen schob. Das Leben war schön.

Aber dann war Ant noch eine Stufe weiter hinaufgestiegen. Er hatte ein Buch geschrieben. Keinen trockenen akademischen Wälzer, sondern eine durchaus verständliche Biografie über den Dichter Lord Byron, für den er sozusagen ein Experte war und den er gewissermaßen ziemlich cool fand. Und genauso hat er ihn auch dargestellt. Als Idol. In seiner Darstellung war Byron ein moderner Lyriker, ein gut aussehender, adeliger, langhaariger, bekiffter Poet mit Supermodel-Freundinnen. Ant hatte ihn so der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht und damit selbst Zugang zu einer vormittäglichen Fernsehsendung erhalten, in der er ihn vorstellte. Sein Erfolg kam fast über Nacht, und aus Anthony Hamilton, einem unbekanntem Anglistik-Dozenten in Oxford, wurde Anthony Hamilton, der Bestsellerautor. Was nicht ganz so war, wie Caro

es sich vorgestellt hatte.

Oh, es war nicht der Ruhm, um den sie uns beneidete – ich wusste, wie irrsinnig aufregend sie es fand, seine Schwägerin zu sein, sodass sie es bei jeder Gelegenheit überall herumposaunen musste – nein, es war das Geld. Keine Unmengen, aber genug, dass wir aus dem College-Haus, das zwar süß, aber doch winzig war, in eine große viktorianische Villa mit vier Stockwerken, hohen Decken und alten Schiebefenstern im Stadtteil Jericho, dem Mekka der Akademiker, umziehen konnten. Rechnungen wurden bezahlt, Kreditkartenkonten ausgeglichen, und die Schulgebühren für Anna, für die wir uns zuvor ehrlich gesagt krummlegen mussten, waren nun ein Leichtes für uns. Und Tim und Caro konnten sich überhaupt keine Schulgebühren leisten. Die Landwirtschaft warf einfach kein Geld mehr ab, es sei denn, man hatte mehr als fünfhundert Hektar Land oder andere Vermögenseinnahmen. Und selbst mit dem Zusatzeinkommen, das Caro damit verdiente, Hochzeitsempfänge in ihrem Garten zu veranstalten, waren sie äußerst knapp bei Kasse. Und so mussten sie ihre drei Kinder auf die örtliche Gesamtschule schicken.

Ich rutschte auf meinem Sitz hin und her. Ja, ihre drei. Gegenüber meiner einen. Immerhin hatte ich das ziemlich gut weggesteckt, nicht wahr? Ganz reif und verständig. Jeder hatte sein Kreuz zu tragen. Okay, ganz am Anfang war es mir nicht leichtgefallen, als auf Jack sehr bald Phoebe und Henry folgten und auf Anna einfach gar niemand. Die Verzweiflung, die Trauer, der schiere Neid hatten damals gedroht, mich zu überwältigen, aber später ... nun, später hatten Ant und ich es einfach akzeptiert. Und unsere Anna war so wunderbar.

Ich erinnere mich, wie ich einmal am Fenster in Church Farm stand und beobachtete, wie sie mit ihren Cousins und ihrer Cousine draußen im Garten spielte. Jack und Henry rauften miteinander wie üblich, Phoebe saß quengelnd und spritzend im Planschbecken, während Anna geduldig versuchte, ihre Puppenteekanne mit Wasser zu füllen, was mich an eine Fabel von Äsop erinnerte. Die mit der Füchsin, die auf ihre Fruchtbarkeit stolz war und die Löwin beschimpfte, weil diese nur ein Junges hatte. »Nun ja, aber meines ist ein Löwe«, erwiderte die Löwin lächelnd. Und genau das hatte ich insgeheim und mit schlechtem

Gewissen gefühlt; dass jedes kleinste Teilchen von Ants und meiner Kraft, jedes Gramm der herausragenden Eigenschaften aus unserem gemeinsamen Genpool dazu gedient hatte, nicht einen Haufen wilder Fuchswelpen zu schaffen, sondern eine große, blonde, kluge, tapfere Löwin.

»Gehst du auch mit vor?« Caro stupste mich an, und ich spürte, wie mir das Blut ins Gesicht stieg. Wie furchtbar von mir! So etwas über ihre Kinder zu denken. Und noch dazu in der Kirche!

»Bitte?«

»Zum Abendmahl. Gehst du auch?«

»Oh. Ja – natürlich.«

Unsere Bank schlängelte sich auf der anderen Seite hinaus, und ich stand auf und folgte Caro, meiner Mutter und Felicity. Unterwegs hielt ich kurz inne, um Henry und Phoebe zu begrüßen, die noch nicht konfirmiert waren und daher sitzen blieben. Mein schlechtes Gewissen wurde noch größer, als sie schüchtern, aber erfreut lächelnd zu mir aufblickten. Tut mir leid, Gott, murmelte ich, während ich mich langsam dem Altar näherte. Sie sind süß. Natürlich sind sie süß. Wie schlimm von mir.

Vorne im Altarraum half Tim pflichtschuldig beim Austeilen des Weines, weil die Zahl der Gottesdienstbesucher heute besonders groß war. Er reichte Felicity den Kelch, als sie sich hinkniete. Gleichzeitig bot die Pfarrerin den ihren meiner Mutter dar.

»Nein, danke«, sagte meine Mutter bestimmt.

»Oh, aber ich dachte ...«

»Ich möchte ihn von meinem Sohn bekommen.«

Die Pfarrerin räusperte sich. »Also, es ist so«, murmelte sie verlegen, »heute Morgen wollen noch so viele drankommen, deswegen ...«

Die Stimme meiner Mutter wurde bedrohlich laut. »Ich möchte das Blut Christi von meinem Sohn empfangen!«

Caro schaute mich entsetzt an, und nachdem sie einen raschen Blick gewechselt hatten, tauschten Tim und die Pfarrerin die Plätze. Als meine Mutter aufstand und ich mich daran machte, an ihrer Stelle hinzuknien, zischte sie mir zu: »Ich werde das Heilige Sakrament nicht aus den Händen einer Frau entgegennehmen!«

»Das hast du ja mehr als deutlich gemacht«, murmelte ich zurück.

Tims Augen blitzten unterdessen vor Vergnügen über diese Abwechslung, und als er mit dem Kelch zu mir trat, spürte ich dasselbe furchtbare Kirchenkichern in mir hochsteigen, das ich vor Jahren gespürt hatte, als Tim mich mit aller Kraft zum Lachen bringen wollte, indem er probierte, wie viele Huster oder Fürze während des Gebets man ihm durchgehen lassen würde, oder indem er die Lieder absichtlich so falsch sang, dass mein Vater sich zu ihm beugte, um ihm eine zu wischen, während ich daneben vor Lachen geschüttelt wurde und mir die Faust in den Mund stopfte. Ich beschloss, ihn jetzt nicht anzusehen. Als er mir den Kelch an die Lippen hielt, verstellte er die Stimme und säuselte mit einem dicken irischen Akzent.

»Christi Blut für dich gegeben.«

Nein. Ich würde mich beherrschen. Und alles war gut, bis mir Tim beim Trinken mit gespielter Schrecken »Hoppla!« zuflüsterte, als hätte ich einen riesigen Schluck genommen.

Es ist ziemlich unverzeihlich, wenn einem beim Abendmahl der Wein vor Lachen aus der Nase spritzt, und so kehrte ich unter Caros bitterbösen Blicken beschämt und mit Wein bekleckert auf meinen Platz zurück. Ich wusste, dass sie glaubte, ich hätte einen schlechten Einfluss auf ihren Mann. »Tim wird immer wieder zum Kind, wenn er mit dir zusammen ist!«, flötete sie dann munter, und ich wusste genau, dass sie eigentlich sagen wollte, er benimmt sich absolut lächerlich. Ich senkte den Kopf, um zu beten, und erinnerte mich dabei an die Bemerkung einer Freundin, als Caro Tim geheiratet hatte. »Wie schön, so bekommst du eine Schwester.« Warum hatte ich nun, zehn Jahre später, zunehmend das Gefühl, stattdessen einen Bruder verloren zu haben?

Zum zweiten Mal erschrak ich vor meinen unreinen Gedanken, und als wir alle zehn Minuten später in den Sonnenschein hinaustraten und den Jugendlichen gratulierten, die verlegen herumstanden, beschloss ich, fortan schwesterlicher ... und hilfsbereiter zu sein.

Caro drehte sich mit herausfordernder Miene zu mir um. »Du kommst doch noch mit zu uns, oder?«

»Natürlich«, gab ich lächelnd zurück.

»Gut«, strahlte sie, und dabei wurde mir auf einmal klar, dass sie sich

dessen offenbar nicht sicher gewesen war. »Wir haben nichts Großartiges vorgesehen, nur ein Glas Sherry und ein paar Sandwichs.«

»Wunderbar«, sagte ich matt, weil mir schon klar war, dass der Sherry süß und die Sandwichs vertrocknet sein würden. Ich verstand einfach nicht, wie Caro so felsenfest in den 50er-Jahren verhaftet sein konnte, wo sie die doch noch nicht einmal miterlebt hatte. Warum sie so wild entschlossen war, das Zerrbild einer Landbesitzersgattin abzugeben.

»Natürlich hätten wir auch ein Mittagessen machen können«, sagte sie, während sie ihre Handschuhe abstreifte – übrigens die Handschuhe meiner Großmutter, wie ich überrascht feststellte – und den Weg entlangeilte, »aber das wird immer gleich so teuer, nicht wahr?«

Ah, da war sie also, die erste Anspielung auf die Finanzen. Und es würde bestimmt nicht die letzte sein. Sie eilte die Straße zum Haus hinauf, wo unser Land – ihr Land – an den Kirchhof angrenzte. Spargeldünn wie immer, hastete sie leicht vornübergebeugt weiter, so als müsste sie gegen einen heftigen Sturm ankämpfen, und ich folgte ihr, so wie ich ihr immer gefolgt war, sei es zu Schulstunden, zum Sportunterricht, immer mit der gleichen stählernen Entschlossenheit, immer mit dem Drang nach vorn.

In meinem nicht sonderlich angestregten Bemühen, Caro einzuholen, kam ich an meiner Mutter und Felicity vorbei, die noch am Eingang zum Kirchhof herumstanden und konspirativ miteinander tuschelten.

»Kommt ihr?«, rief ich ihnen munter zu.

Felicity warf einen Blick über ihre Schulter. »Äh, nein.«

»Nein?« Ich blieb abrupt stehen.

»Na ja, Evie, die Sache ist die, wir haben nämlich Karten – wir haben die Karten schon seit einer Ewigkeit – für ein Chorkonzert in Christ Church. Tom James ist der Solist, und wir haben es Caro gleich gesagt, als sie das hier geplant hat, dass wir nur in die Kirche kommen könnten, aber du weißt ja, wie sie ist.« Felicity sah ernsthaft eingeschüchtert aus, während meine Mutter nur grinste, die Augen verdrehte und sich königlich amüsierte.

»Ach, ich finde, wir sagen ihr einfach, sie soll sich verpissen, findest du nicht?«, sagte sie laut und zog an ihrer Kippe. »Schließlich ist es

doch Jacks Party, und der hat nichts dagegen, oder, mein Schatz?«

»Alles klar, ihr Raver, nichts wie weg mit euch.« Jack tauchte hinter uns auf, legte jeder einen Arm um die Schultern und schob sie in Richtung ihres Autos. »Ab zu eurem Gig. Euer kleines Geheimnis ist bei mir gut aufgehoben. Coole Leggings übrigens, Granny.«

»Danke, mein Schatz.« Sie posierte theatralisch. »Ich dachte, wenn ich hautenges Elasthan trage, wäre ich nicht so in der Versuchung, mein Höschen auf die Bühne zu werfen.«

Das war selbst für meine Mum ziemlich verblüffend, und ich fragte mich, ob sie Tom James wohl mit einem alternden Barden aus Wales verwechselte. Zwei Stunden Faurés Requiem würden möglicherweise ein kleiner Schock für sie sein, wenn sie eigentlich erwartete, zu »Sex Bomb« abzutanzten.

»Du siehst jedenfalls super aus«, sagte Jack ungerührt. »Hast du 'ne Kippe für mich, Granny?«

»Ja, mein Schatz.« Mum kramte in ihrer Handtasche. »Hier, ich ...«

»Nein, hat sie nicht«, zischte Felicity, packte meine Mutter bei der Hand und blickte sich ängstlich um. »Caro flippt aus. Komm schon, Barbara, wir haben auch so schon genug Ärger. Lass uns gehen.«

Jack und ich gaben ihnen Geleitschutz, während sie zu Felicitys altem grünen Subaru hasteten, und nachdem sie weggefahren waren, reihten wir uns in den Strom von Leuten ein, die sich auf der Straße in Richtung der Farm bewegten.

»Am liebsten würde ich mit den beiden gehen«, sagte Jack düster, zog einen Zigarettenstummel aus der Hosentasche und versuchte, ihn anzuzünden. Das war zum Scheitern verurteilt, aber er blieb beharrlich. Es amüsierte mich immer, dass ich in seinen Augen offenbar die laissez-faire-Tante war, vor der er sogar rauchen konnte. Oder vielleicht stellte er mich nur auf die Probe.

»Komm schon, Jack, deine Mutter hat sich viel Mühe gemacht.«

Er runzelte die Stirn, überlegte, sein Gesicht der Sonne zugewandt. »Ja, das ist vielleicht genau das Problem. Es ist immer nur Mühe. Niemals Vergnügen. Hoppla, wenn man vom Teufel spricht ...« Er warf die Kippe in die Hecke, als Caro, die hintenrum ins Haus gegangen war, plötzlich die Haustür von innen aufriss.

»Beil dich, Jack, du sollst doch schließlich alle begrüßen!«, rief sie quer über den Hof.

»Komme schon«, rief er zurück. Und fügte dann leise zu mir hinzu: »Aber vorher verschwinde ich vielleicht noch mal schnell in den Hortensien. Ich habe da nämlich ein kleines Experiment am Laufen. Wusstest du schon, dass sie blau werden, wenn man sie anpinkelt?«

»Wusste ich nicht, aber danke, dass du's mir gesagt hast.«

»Ich vermute, das ist die Säure.«

»Vermutlich«, stimmte ich zu, während mein Lieblingsneffe – obwohl man natürlich keine Lieblinge haben sollte, aber jedenfalls derjenige, der Tim am ähnlichsten war – sich mit hochgezogenen Schultern um die Hausecke verdrückte.

Ich dagegen straffte meine und marschierte vorne durch das schiefe Holztor, das müde in den Angeln hing. Ich konnte bereits eine Ansammlung von Leuten durch das Wohnzimmerfenster erkennen, zweifellos alles alte Freunde und Bekannte der Familie sowie Nachbarn aus dem Dorf. Leute, die mir sagen würden, dass sie mich in der letzten Zeit viel zu selten sahen. Dass ich mich zu rar machte. Vielleicht sogar die Eltern von Neville Carter, dachte ich mit einem Anflug von schlechtem Gewissen. Das brachte mich für einen Augenblick ganz aus dem Gleichgewicht, und ich musste mich am Gartentor festhalten. Dann holte ich tief Luft und stakste mit meinen hohen Absätzen über den dreckigen Hof, auf den Tim von Zeit zu Zeit von irgendwelchen Wanderarbeitern eine Ladung Kies schütten ließ. Aber keine noch so große Menge Kies konnte verhindern, dass der Matsch wieder hochkam, genau wie – ich hielt inne und warf einen Blick auf das bescheidene Sandstein-Farmhaus – nichts die Erinnerungen aufhalten konnte, die in einem aufstiegen, ganz gleich, wie viel Zeit vergangen war.

»Evelyn! Oh, mein Gott, dich habe ich ja schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.«

Ich war erst die wenigen Schritte gegangen, die man brauchte, um den schmalen Flur mit den alten Steinfliesen zu durchqueren und sich unter der niedrigen Tür hindurch ins Wohnzimmer zu ducken, als der verhasste Name erklang und mein Arm ergriffen wurde. Eine übergewichtige Frau in engen weißen Hosen, engem rosafarbenem Pulli und einer noch enger gekräuselten Dauerwelle strahlte mich begeistert und mit leuchtenden Augen an. Sie erinnerte mich irgendwie an ein Mädchen, mit dem ich zur Schule gegangen war, Paula irgendwas.

»Ich bin's, Paula! Paula Simons, erinnerst du dich?«

»Oh. Na ... natürlich. Wie geht es dir?«

»Bestens, danke. Hast du deinen Mann mitgebracht?« Ihre Augen wanderten hoffnungsvoll suchend hinter mich.

Ich lächelte. »Nein, er musste unsere Tochter leider zu einer Musikprüfung begleiten.«

»Wie schade.« Ihre Mundwinkel sackten nach unten. »Ich habe ein Buch dabei, das er signieren soll. Du hättest sie doch fahren können!«

»Wen, Anna?«, fragte ich verblüfft. »Ja, schon ... aber Jack ist doch mein ...«

»Hey, Kay, sieh mal, das ist Evelyn Hamilton!«

Noch eine rotgesichtige Frau mittleren Alters tauchte neben mir auf, und diesmal kannte ich sie wirklich nicht, es sei denn ... oh Himmel, Kay Pritchard. Plötzlich war ich wieder neun Jahre alt, in der Schulgarderobe zwischen all den Hüten und Mänteln. Unsere Lehrerin, Mrs Stanley, hatte uns soeben erklärt, dass eine unserer Klassenkameradinnen, Debbie Holt, an diesem Tag nicht in die Schule kommen würde, da ihre Mutter in der Nacht gestorben war. In der erschreckten Stille, die darauf folgte, konnten Kay und ich nicht an uns halten. Aber es waren keine Tränen, sondern Gelächter. Ich nehme an, es war aus Nervosität. Man hatte uns vor die Tür geschickt, aber zu unserem Entsetzen konnten wir selbst draußen in der Garderobe nicht aufhören. Später hatte es mir leidgetan, und ich hatte wochenlang ein

schlechtes Gewissen. Ob sie sich wohl auch noch daran erinnerte? Außerdem fragte ich mich, ob ich selbst ebenso verändert war wie Paula und Kay: so ... alt?

»Oh, Evelyn! Oh Gott – ist er hier?« Sie schaute sich aufgeregt um.

»Nein, leider nicht. Ihr werdet mit mir vorliebnehmen müssen.«

»Oh.« Sie zog eine Schnute. »Nun ja, es wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben.« Sie stieß ein klimperndes Lachen aus. »Aber ich will alles darüber wissen. Ist er wirklich jede Woche mit einer anderen Frau ins Bett gegangen?«

Das bezog sich nicht auf Ant, sondern auf einen Dramatiker des 19. Jahrhunderts, dessen Biografie er kürzlich geschrieben hatte und die momentan als Vorabdruck in der Daily Mail erschien.

»Wenn es so geschrieben steht?« Ich lächelte matt.

»Du hast es gar nicht gelesen?« Kay machte große Augen.

»Äh ... das hier nicht.« Ich hatte zwar den Großteil des Buches über Byron gelesen und auch das Buch angefangen, das Ant über Kilvert verfasst hatte, was kein so großer Erfolg gewesen war, aber dieses hier nicht, das Ant etwas abfällig als seinen »Mieder-Reißer« bezeichnete. Das Ganze war uns eigentlich ein wenig peinlich. Schließlich war er ein ernst zu nehmender Biograf und so was war normalerweise nicht seine Sorte Buch, aber der Verleger hatte einen großen Vorschuss angeboten für etwas mit etwas mehr Pepp, ein bisschen mehr Byron und etwas weniger Kilvert – bitte keine langweiligen Pastoren mehr! Und genau genommen gab es auch nur ein einziges etwas schwülstiges Kapitel, das die Mail natürlich für den Vorabdruck ausgewählt hatte ...

»Und ihr wohnt jetzt in Jericho, habe ich gehört?« Kays Gesicht war gerötet von der Wärme im Raum oder von ihrem Sherry. Ihre Augen glänzten.

»Na ja, ganz am Rand.«

»Ja, aber immerhin.« Sie schauten mich bewundernd an. »Und was machst du jetzt so?«, bohrte Kay nach.

»Ach, so dies und das«, sagte ich ausweichend. »Und du, Kay?«, fragte ich rasch. »Arbeitest du immer noch, äh ...«, im Geiste ging ich meine Schulabgänger-Liste durch, »... als Krankenschwester?«

»Ja, aber nicht mehr im Krankenhaus. Das geht nicht so gut, wenn

man Kinder hat. Ich bin jetzt in einer Praxis, du weißt doch, in Ludworth?«

Im nächsten Dorf. Vielleicht hätte ich es wissen müssen. Vielleicht hätte Caro es mir erzählen müssen. Wenn ich gefragt hätte. Ich lächelte weiter nervös. »Prima.«

»Und außerdem bin ich im Kirchengemeinderat«, informierte sie mich.

»Klingt gut«, sagte ich höflich.

Sie verzog das Gesicht. »Stell's dir vor wie eine billige Vorabendserie ohne den Humor.«

Ich lachte und spürte über all die Jahre einen Hauch des Witzes, der mir an ihr gefallen hatte, als unsere Pulte noch nebeneinanderstanden. Ich überlegte, was die beiden wohl hier zu suchen hatten, bis mir mit Schrecken einfiel, dass sie ebenfalls Patinnen von Jack waren. Ich stellte fest, dass keiner von Annas Paten aus meiner Schulzeit stammte. Es waren allesamt Freunde, die Ant und ich gemeinsam kennengelernt hatten. Na ja, nicht ganz. Es waren Ants Freunde aus Westminster oder vom Balliol College. Nicht von der Parsonage-Road-Gesamtschule. Ich überlegte verunsichert, was das wohl über mich aussagte. Dass ich mich einfach weiterentwickelt hatte? Mich neu orientiert? Das klang weniger nett.

Auf der anderen Seite des Raumes bemerkte ich Tim, der am Kamin stand, sein eines Bein ausruhte und sich dabei mit der Hand mühsam am Kaminsims festhielt. Vor ein paar Monaten hatte er nach jahrelangen Schmerzen eine künstliche Hüfte bekommen, die eigentlich einen neuen Mann aus ihm hätte machen sollen. Ich fand, er sah schlechter aus als vorher. Gerne hätte ich kurz mit ihm geredet, aber Caro hetzte nervös mit einem Teller voller Ei-Sandwichs vorbei und mir wurde klar, dass ich ihr meine Hilfe anbieten sollte. Aber das würde bedeuten, dass ich herumgehen musste, und ich hatte bereits Neville Carters Eltern im anderen Zimmer entdeckt, und das bedeutete, ich musste mit ihnen reden und ... oh, Himmel noch mal, Evie.

Ich schnappte der verblüfften Caro den Teller aus der Hand und marschierte quer über den Flur in das kleine Magnolien-Esszimmer. Das diente normalerweise als Hausaufgabenraum der Kinder und war in aller Eile von Ordnern und Papieren befreit worden, die nun in einem

chaotischen Stapel neben dem Klavier lagen, da der Tisch als Abstellfläche für Getränke dienen musste. Ich hatte die Carters zuvor hier drinnen gesehen, bevor Paula mich mit Beschlag belegt hatte. Sie hielten beide ein Glas mit Orangensaft umklammert und hatten noch immer die Mäntel an, was wirkte, als wären sie jederzeit auf dem Sprung. Und so alt, dachte ich mit Schrecken, als ich sie begrüßte. Zu meiner Erleichterung lächelte Mrs Carter mich an.

»Evelyn.« Ihr Gesicht entspannte sich. »Wie geht es dir, meine Liebe?«

»Mir geht es gut. Und Ihnen? Hallo, Mr Carter.«

Er nickte mir wortlos zu und schüttelte den Kopf, als ich ihm ein Sandwich anbot. Weit weniger freundlich, dachte ich, und mir krampfte sich die Brust zusammen.

»Ach, weißt du, wir suchen uns immer was zu tun. Unsere Eileen ist jetzt natürlich verheiratet. Und sie ist auch schwanger. Das Baby soll im März kommen, wusstest du das schon?«

»Nein, das wusste ich nicht. Wie wunderbar.«

»Und im Garten gibt es auch immer was zu tun.«

Der Garten. Ja, weg vom Thema Kinder und hin zu Blumen. Gute Idee.

»Ja, Caro sagt, Sie hatten dieses Jahr besonders schöne Tulpen«, plapperte ich drauflos. Das hatte sie nicht, aber mit Tulpen machte man doch sicher nichts falsch.

Sie runzelte die Stirn. »Oh, nein, dieses Frühjahr hatten wir nur Primeln. Vielleicht meinte sie die Schneeglöckchen?«

»Das ist es«, knickte ich ein. »Schneeglöckchen.«

»Der Garten war uns ein großer Trost«, sagte Mr Carter ruhig.

»Ja.« Ich hielt den Atem an. »Das kann ich mir vorstellen. Obwohl«, fuhr ich tapfer fort, »nein, eigentlich kann ich es mir gar nicht vorstellen.«

Es folgte Schweigen. Mrs Carter legte mir die Hand auf den Arm. »Nun, du hast ja auch Trauriges erlebt, meine Liebe. Du hast deinen Dad verloren.«

Ich lächelte, dankbar für ihre Freundlichkeit. Es war natürlich furchtbar, aber es war nicht dasselbe, wie ein Kind zu verlieren, das

ausieht und heiratet.

Glücklicherweise erschien in diesem Moment Mrs Pallister von nebenan, und ich nahm das als Stichwort für den Rückzug. Na also. Ich hatte es geschafft. Ich verspürte eine Welle der Erleichterung und dann Scham über diese Erleichterung. Und anstatt ins Wohnzimmer zurückzugehen, ging ich den Gang entlang in die Küche, vorgeblich, um meinen Teller aufzufüllen, aber vor allem, um eine kurze Pause zu machen.

Die Küche sah weitgehend so aus wie eh und je, was tröstlich war: Billiges Laminat hatte das schwarz-weiß karierte Linoleum als Bodenbelag abgelöst, und die Wände, einst cremeweiß, waren nun lila, aber der alte Herd war noch an Ort und Stelle, der Eichentisch stand noch immer mitten im Raum, und die Bahnhofsuhr, die Dad einmal von einem aufgegebenen Güterbahnhof mitgebracht hatte, tickte weiterhin über dem Fenstersitz, auf den ich mich früher immer mit meinen Büchern zurückgezogen hatte. Jetzt herrschte hier ein heilloses Durcheinander, der Tisch war übersät mit leeren Tellern und hastig entfernter Alufolie und ein reichlich penetranter Geruch nach Eiern hing in der Luft, aber es war immer schon mein liebster Raum im Haus gewesen und ich fühlte mich hier gleich besser. Ich ging zum Fenster hinüber, kniete mich auf das verblichene Chintz-Kissen und beugte mich vor, um meine Hände auf dem Fenstersims aufstützen zu können und hinauszusehen.

Die unregelmäßig kreuz und quer gemähte Rasenfläche (vielleicht ein Versuch von Jack, sein Taschengeld aufzubessern) erstreckte sich bis hinab zum Fluss am Fuße des Hügels. Auf der Wiese am gegenüberliegenden Ufer flatterte munter Caros rosa-weißes Partyzelt, das nach monatelangem Streit mit den örtlichen Behörden nun als Dauereinrichtung stehen bleiben konnte. Die Schafe durften darum herum weiden, und die riesige Eiche breitete sanftmütig ihre Zweige im Sonnenschein darüber.

Alles wirkte so unglaublich idyllisch, aber ich kannte die Realität. Ich wusste, wie es war, im Januar noch im Morgenrock nach draußen zu stolpern und in Gummistiefeln über die Trittsteine zu balancieren und auf dem gnadenlos harten Boden auszurutschen und über gefrorene Furchen zu stolpern, um das Eis auf den Trögen für die Schafe

aufzubrechen, während der Wind durchs Tal pfiß und einem auf den Wangen brannte. Ich wusste, dass nur wenige Meter neben diesem Fenster, hinter der Scheune dort, rostende alte Landmaschinen, nicht gut genug zum Verkaufen und zu teuer zum Entsorgen, bedrohlich auf der Lauer lagen wie schlafende Drachen, verdeckt von Unkraut und Gras, jederzeit bereit, dem Ahnungslosen ein Bein zu stellen. Ich wusste, wo die radlosen Jeeps und Traktoren auf ihren Backsteinpodesten standen; wusste, dass man an einem Stück Stacheldraht, das aus dem Boden ragte, lieber nicht zog, weil man sonst möglicherweise einen ganzen zusammengebrochenen Zaun wie ein Ungeheuer aus der Erde emporholte. Ich kannte die weniger romantische Seite der Landwirtschaft, die Caros Brautleuten natürlich verborgen blieb. Sie bemerkten nichts dergleichen, wenn sie malerisch den Weg hinter der Hecke hinunterschritten, direkt aus der Kirche mit der ganzen Gesellschaft im Schlepptau – keine Autos, das war der springende Punkt – durch ein hübsches weißes Gatter und direkt auf die untere Weide. Dort nippten sie dann zwischen den Butterblumen an ihrem Champagner, und Church Farm war aus dieser Perspektive nur ein verschwommener Punkt am Horizont: klein, kompakt und historisch. Man merkte nicht, dass die Steine bröckelten, die Mechanik der Schiebefenster kaputt war und auch nicht, dass die überlaufenden Regenrinnen riesige Inkontinenzflecken auf dem Mauerwerk hinterließen.

»Hochzeit auf dem Lande« schrieb Caro in ihren Anzeigen in der Lokalzeitung und dann noch irgendein Blabla von wegen nostalgischem Charme und Eintauchen in Englands ländliche Vergangenheit, wohin genau all das hier gehörte: in die Vergangenheit. Man hätte die Farm schon vor Jahren verkaufen sollen, als Dad gestorben war. Wobei ich es gar nicht auf das Geld abgesehen hatte. Ich war einer Meinung mit Felicity: Es war Tims Erbe, so wie unser Dad es von seinem Vater geerbt hatte und wie es in allen bäuerlichen Familien war, vom Vater auf den Sohn. Aber Tim hätte sich mit dem Geld ein kleines Geschäft aufbauen können. Die Farm zu halten war, als würde man an den Überresten eines alten Reiches festhalten aus lauter falschen Gründen.

Ant würde weniger harsch urteilen, dachte ich, als ich Paulas

brüllendes Gelächter im Nebenraum hörte. Ich trat von dem Fenstersitz weg. »Sie können es nicht verkaufen, es ist ein Teil von ihnen«, würde er sagen.

»Nun ja, es ist auch ein Teil von mir, und ich hatte kein Problem damit wegzugehen.«

»Ja, aber du hast schon immer mit der Nase in irgendeinem Buch gesteckt und hast nie aus dem Fenster geschaut und bist auch nicht nach draußen gegangen. Du hast das Land nie an dich rangelassen. Das ist es nämlich, weißt du. Du musst nur mal die Romantiker dazu lesen. Wordsworth, Blake – die haben zu diesem Thema viel zu sagen.«

Es stimmte, dachte ich, während ich einen frischen Teller mit Cocktailwürstchen nahm und mich auf den Rückweg machte. Ich war nie besonders naturverbunden gewesen. Immer zu sehr damit beschäftigt, meinen Abgang zu planen. So viel frische Luft überall, und mir fehlte die Luft zum Atmen. Ich hatte mich der einen Mitford-Schwester immer sehr verbunden gefühlt, die Geld gehortet hatte, damit sie eines Tages davonlaufen konnte. Ich hatte sogar selbst eine Sammlung begonnen. Obwohl ich, wie sich schließlich herausstellte, gar nicht davonlaufen musste; ich wurde errettet.

Als ich die Küche verließ, blieb ich einen Augenblick bei der Tür am Ende des Ganges stehen. Durch die bleiverglasten Fensteröffnungen konnte ich Jack, Henry und Phoebe sowie ein paar Freunde auf dem Trampolin sehen. Sie waren zu cool, um zu springen, sondern lagen darauf, quatschten und lachten im Sonnenschein. Ich lächelte. Das hätte Anna auch gefallen. Plötzlich wünschte ich, sie hätte nicht diese Klarinettenprüfung gehabt.

Verunsichert ging ich ins Wohnzimmer zurück, wo Paula und Kay sich offenbar inzwischen unter Dampf gesetzt hatten und mit frisch gefüllten Gläsern kreischten und lachten. Es war für die beiden offenbar ein großes gesellschaftliches Ereignis. Ich versuchte, an ihnen vorbei zu Tim hinüberzukommen, der sich als guter Gastgeber an einer Flasche zu schaffen machte, aber Paula packte mich am Arm.

»Und du bist so braun. Warst du im Urlaub?« Ihre Augen waren misstrauisch, anklagend.

»Nur in Italien.«

»Nur in Italien«, äfften mich die beiden nach.

Ich errötete. »Ant und ich waren nur ein paar Tage da.«

»Wo denn?«

»Äh, Venedig.«

»Ohhhh«, tönten sie wie ein Chor aus einem griechischen Drama.

Inzwischen hatte sich ein Mann zu ihnen gesellt, klein und drahtig blinzelte er hinter seiner Brille hervor. Oh Gott, Kevin Wise. Auch aus der Schule und – ja natürlich, Caro hatte es mir erzählt. Er und Kay ...

»Kevin und ich fahren nach Cornwall, nicht wahr?« Kay warf ihm einen missmutigen Blick zu. »Jedes Jahr in den gleichen gammeligem Bungalow.«

»Cornwall ist hübsch«, sagte ich aufmunternd.

»Nicht da, wo wir hinfahren. Und seine Eltern kommen auch mit, leider. Seine Mutter ist eine Hexe.«

Mannomann. »Ant und ich mögen Helford«, brachte ich mühsam hervor.

»Ant und ich, Ant und ich«, äffte Paula mich nach. »Man könnte ja meinen, du wärst noch immer verliebt in deinen Mann!« Sie warf den Kopf zurück und gackerte. Dann klappte ihr Kopf plötzlich wieder nach vorne. »Mein Mann will nicht mehr mit mir schlafen«, verkündete sie laut. Sie war ganz offenbar mächtig angesäuselt. »Er sagt, es reizt ihn nicht mehr. Es wäre nicht ...«

»Evie«, Caro zupfte mich am Ärmel, »hast du die hier schon probiert?«

Noch nie war ich so froh, meine Schwägerin zu sehen, die einen Teller mit Windbeuteln darbot. »Danke, köstlich.« Ich zog sie auf die Seite. »Aber hör zu, Caro, Folgendes: Ich muss bald abziehen. Ant und ich sind heute Abend zum Essen eingeladen. Sein Verlag hat ...«
Shit. Ant und ich und der Verlag. Ich hielt die Luft an.

»Kein Problem«, sagte sie zu meiner Überraschung. »Ich weiß, wie das ist. Wir haben alle unsere Verpflichtungen, und diese Sommerwochenenden sind einfach ein Albtraum. Alles scheint auf einmal zu kommen, nicht wahr? Es war lieb von dir, dass du da warst.«

»Danke, Caro«, sagte ich erleichtert und spürte, warum wir einmal so gute Freundinnen gewesen waren. Noch immer waren. Warum wir in

der Schule so fest zusammengehalten hatten unter all den Kays und Paulas. »Ich verabschiede mich nur noch eben von Tim.«

»Oh, lass nur. Ich sag ihm, dass du gegangen bist. Und ich bring dich am besten gleich nach draußen, sonst lässt dich dein Fanclub hier nie gehen.«

»Fanclub? Ich weiß nicht. Ich habe eher das Gefühl, dass sie vor sich hin murmeln: ›Die hält sich wohl für was Besonderes‹.«

»Die sind bloß eifersüchtig«, sagte sie und brachte mich zur Tür. »Sie wissen, dass wir alle vom selben Punkt gestartet sind, und fragen sich, warum sie selbst es nicht so weit gebracht haben, das ist alles.«

Ich warf ihr einen dankbaren Blick zu, als wir über die Schwelle in den Sonnenschein hinaustraten. Plötzlich fiel mir mein Versprechen Anna gegenüber wieder ein. Ob dies wohl ein guter Augenblick war? Ich zögerte.

»Übrigens, Anna hat es sich gerade irgendwie in den Kopf gesetzt, dass sie reiten will.«

»Ach?«

»Sie hatte jetzt schon eine ganze Menge Stunden, und ich habe nur gedacht ... na ja, sie würde so furchtbar gern beim Pony Club mitmachen.«

»Beim Pony Club?«

»Ja, und du bist da doch im Vorstand, oder? Deswegen dachte ich ...«

»Aber sie wohnt doch gar nicht hier in der Nähe. Das findet doch alles hier statt, auf den Höfen in der Nachbarschaft.«

»Ich weiß, aber ich dachte, sie könnte mit dem Rad fahren.«

»Wohin?«

»Na, hierher. Es sind nur ungefähr zwanzig Minuten – na ja, eine halbe Stunde. Oder sie könnte den Zug nehmen. An den Wochenenden. Natürlich nicht jedes Wochenende.« Mich verließ schon der Mut, und meine Handflächen fühlten sich schwitzig an. »Aber hin und wieder, dachte ich, könnte sie rüberkommen. Und sich mit euren Kindern vergnügen.«

Caro verschränkte die Arme. Ihr Kinn zog sich langsam in Richtung Brust zurück. Sie musterte mich mit zusammengekniffenen Augen.

»Okay«, sagte sie nachdenklich. »Du willst also, dass ich sie samstagsmorgens vom Bahnhof abhole, sie zum Reiten fahre, ihr dann ein Bett für die Nacht biete und sie dann am nächsten Tag wieder am Bahnhof absetze?«

Ich errötete. »Nein, also, das klingt ja ...«

»Du willst die Rosinen des Landlebens für sie rauspicken. Du willst hier nicht wirklich leben, aber du willst trotzdem, dass sie die Vorteile genießen kann. Ist das so?«

Ich starrte sie entgeistert an. Plötzlich sah ich rot. »Caro, ich habe hier gelebt, falls du dich erinnerst! Das hier war mein Zuhause. Und, nein, ich habe nicht vor, dir die Arbeit aufzuhalsen. Ich komme rüber und übernehme meinen Teil, bringe die Kinder zu Turnieren oder was sonst so ist.«

»Ach wirklich?«

»Ja, natürlich.«

»Okay«, sagte sie plötzlich, »einverstanden.«

»Was?«

»Ja, alles klar.« Ihre Augen blitzten. »Du zäumst die Ponys auf, mistest den Anhänger aus, fährst damit zu Turnieren im strömenden Regen – hervorragend. Ich würde mich freuen, Anna öfter zu sehen. Und dich natürlich auch, Evie. Einverstanden.« Sie warf mir einen herausfordernden Blick zu.

»Okay.« Ich hielt verblüfft den Atem an. »So machen wir es.« Ich schluckte. Dann blieb nicht mehr viel zu sagen. Nach einem Augenblick wandte ich mich um, immer noch ganz durcheinander, und ging unsicher über den Hof zum Tor.

»Aber vergiss nicht«, rief sie mir zuckersüß hinterher, »sie kann nur beim Pony Club mitmachen, wenn sie auch ein Pony hat.«

Ich verharrte einen Augenblick auf dem matschigen Hof. Blinzelte rasch. Dann holte ich tief Luft und marschierte so gut es ging weiter, stakste in meinen hochhackigen Schuhen über den Kies in dem Bewusstsein, dass sie mich mit einem Grinsen auf dem Gesicht beobachtete.

Ich trat auf die Straße hinaus, und die Wut kochte in mir hoch. Sie musste es kaputt machen, oder? Gerade als ich gedacht hatte, dass wir

uns wieder so gut verstanden, musste sie die Stimmung trüben und zickig werden. Und, Junge, Junge, da lag ja einiges an Groll unter der Oberfläche. Man brauchte ja nur daran zu kratzen, und wusch – brach alles hervor. Denn genau das war es, dachte ich verärgert, während ich zum Wagen stapfte. Groll. Und Neid. Anna hatte ihr cooles Stadtleben – Theater, Konzerte, Freunde in der Nähe –, und dabei sollte es bitte schön auch bleiben. Ihre Kinder hatten all das nicht, und deswegen wollte sie keinesfalls, dass Anna etwas abbekam von dem, was ihre Kinder im Überfluss besaßen.

Nun ja, wir würden sehen, dachte ich und ging um die Kirche herum zum Auto. Ich stieg ein und knallte die Tür hinter mir zu. Damit verursachte ich einen Luftzug, der mir die Einkaufsliste auf dem Armaturenbrett in den Schoß wehte. Ärgerlich nahm ich sie in die Hand. Eier, Butter, Geschirrspülmittel ... In einer spontanen Anwendung steckte ich die Hand in die Handtasche und kramte vergeblich nach einem Stift, fand schließlich einen Eyeliner und kritzelte damit in schwarzen klebrigen und entsprechend kindischen Buchstaben >PONY< darunter. Ich betrachtete das Ganze eine Weile und fühlte mich ein klein wenig besser. Dann drehte ich den Zündschlüssel um und sauste davon.